



WESTFÄLISCHE  
WILHELMS-UNIVERSITÄT  
MÜNSTER

## › Künstliches Glück?

# Biotechnisches Enhancement als (vermeintliche) Abkürzung zum guten Leben

Kurt Bayertz, Birgit Beck und Barbara Stroop



Preprints and Working  
Papers of the Centre for  
Advanced Study in Bioethics  
Münster 2012/48

## › Künstliches Glück? Biotechnisches Enhancement als (vermeintliche) Abkürzung zum guten Leben

Kurt Bayertz, Birgit Beck und Barbara Stroop

### Literaturbericht

Ingrid Brdar (Hrsg.): *The Human Pursuit of Well-Being. A Cultural Approach*, Dordrecht etc.: Springer, 2011.

Philip Brey/Adam Briggie/Edward Spence (Hrsg.): *The Good Life in a Technological Age*, New York: Routledge, 2012.

Christopher Coenen/Stefan Gammel/Reinhard Heil/Andreas Woyke (Hrsg.): *Die Debatte über »Human Enhancement«*. Historische, philosophische und ethische Aspekte der technologischen Verbesserung des Menschen, Bielefeld: transcript, 2010.

Helmut Fink/Rainer Rosenzweig (Hrsg.): *Künstliche Sinne, gedoptes Gehirn. Neurotechnik und Neuroethik*, Paderborn: mentis, 2010.

Jan-Christoph Heilinger: *Anthropologie und Ethik des Enhancements*, Berlin: de Gruyter, 2010.

Elisabeth Hildt: *Neuroethik*, München: Reinhardt, 2012.

Roland Kipke: *Besser Werden*, Paderborn: mentis, 2011.

Saskia Nagel: *Ethics and the Neurosciences. Ethical and social consequences of neuroscientific progress*, Paderborn: mentis, 2010.

Thomas Runkel: *Enhancement und Identität*, Tübingen: Mohr Siebeck, 2010.

Julian Savulescu/Ruud ter Meulen/Guy Kahane (Hrsg.): *Enhancing Human Capacities*, Chichester: Wiley-Blackwell, 2011.

Dieter Thomä/Christoph Henning/Olivia Mitscherlich-Schönherr (Hrsg.): *Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, 2011.

„Alle Menschen wollen glücklich sein!“ Ungeachtet der erwartbaren Tatsache, dass natürlich auch dieser Satz von extravagantem Theoretikern bestritten wurde, haben wir in ihm eines der seltenen Beispiele dafür, dass (nahezu) alle philosophischen Ansätze ihm zustimmen und oben-drein noch der gesunde Menschenverstand. Viel ist mit ihm allerdings nicht ausgesagt; und sobald gefragt wird, was mit ihm gemeint ist, hört der Konsens auf. In der langen Geschichte des ethischen Denkens ist eine Fülle verschiedener, teilweise auch divergierender Antworten auf die beiden Grundfragen gegeben worden, was ‚Glück‘ ist und wie man glücklich wird. Eine Möglichkeit, Ordnung in diese Vielfalt zu bringen, besteht darin, zwischen denjenigen Auffassungen zu unterscheiden, die das Glück für einen Zufall, eine Gabe des Schicksals oder eine Gnade Gottes halten, die das Glück also für Glückssache halten; und denjenigen, die dem Menschen einen mehr oder weniger großen Einfluss auf sein Glück zuschreiben, die das Glück also für ‚machbar‘ halten. Die zweite Auffassung gehört zu den Voraussetzungen, von denen das ethische Denken seit Sokrates ausgegangen ist, und sie ist konstitutiv für das, was im Anschluss an Aristoteles bis heute als ‚praktische Philosophie‘ bezeichnet wird.<sup>1</sup> Denn praktisch wird die Philosophie erst durch die Annahme, dass das Glück machbar ist.

Doch was heißt ‚Machbarkeit‘ des Glücks? Es dürfte auf der Hand liegen, dass es sich mit der Machbarkeit des Glücks irgendwie anders verhält als mit der Machbarkeit vieler anderer schöner Dinge: einer Tasse Kaffee oder eines Spiegeleis zum Beispiel. Das Problem besteht nicht darin, dass eine Tasse Kaffee einfach, das Glück hingegen schwer zu machen ist. Ein Fernsehgerät ist auch schwer zu machen (jedenfalls für den Privatmenschen) und trotzdem spricht vieles dafür, dass es im Hinblick auf seine Machbarkeit der Tasse Kaffee näher steht als dem Glück. Ein wichtiger Unterschied, der hier ins Spiel kommt, ist der zwischen direkter und indirekter Machbarkeit. Die Tasse Kaffee und der Fernseher haben gemeinsam, dass sie das *direkte* Produkt einer Reihe menschlicher Handlungen sind. Ob für das Glück dasselbe gilt, ist weniger klar und folglich Gegenstand tiefer Kontroversen. Auf der einen Seite stehen diejenigen Theorien, die der Idee einer direkten Machbarkeit des Glücks eine Absage erteilen, ohne deshalb zu bestreiten, dass es innerhalb der Reichweite menschlichen Handelns liegt. Von der Tasse Kaffee, dem Fernsehgerät und anderen Produkten unterscheidet sich das Glück ihnen zufolge aber darin, dass es nicht direkt, sondern nur *indirekt* machbar ist: Es ergibt sich als ‚Nebenfolge‘ geeigneten menschlichen Handelns. Wer beispielsweise einen als sinnvoll empfundenen Beruf ausübt, wer befriedigende soziale Beziehungen unterhält, wer Sport treibt oder Musik, wer einem bürgerschaftlichen Engagement nachgeht, hat demnach gute Aussichten auf ein erfülltes, glückliches Leben. Eine Schlüsselrolle spielt dabei die autonome Formulierung von anspruchsvollen Zielen, denen die betreffende Person dann mit Selbstdisziplin nachzukommen sucht; und durch deren Anstreben und Erreichen sie sich selbst formt und verbessert. Das Glück ist demnach eine Frucht, die nur dann reift, wenn der Acker des Lebens mit Mühe und Sorgfalt bestellt wurde.

\* Im Folgenden werden die zu besprechenden Monographien sowie Beiträge aus den zu besprechenden Sammelbänden im Text in Klammern nach dem Schema (Autor Jahr: Seitenzahl) ausgewiesen. Die volle Quellenangabe der Beiträge findet sich jeweils bei erster Nennung in einer Fußnote. Zusätzliche Literatur wird in Fußnoten angegeben.

1 Aristoteles hebt an verschiedenen Stellen die ‚Machbarkeit‘ des Glücks entschieden hervor, so in *Nikomachische Ethik* I,10 1099b 9–24 oder im ersten Buch der *Eudemischen Ethik* 1215a 8–19. Auch die neueste empirische Glücksforschung betont die Möglichkeit einer aktiven Beeinflussung des Glücks, vgl. z. B. die Übersicht von Veenhoven, Ruut (2011): Can We Get Happier Than We are?, in: Brdar, Ingrid (Hrsg.): *The Human Pursuit of Well-Being*, Dordrecht etc.: Springer, 3–14. Drei kleinteiligere Studien finden sich in Teil VI desselben Bandes.

Das klingt anspruchsvoll und scheint eher mit harter Arbeit zu tun zu haben als mit Glück. Die auf der Gegenseite stehenden Theoretiker misstrauen dem hier vorgezeichneten steinigen Weg und suchen nach effizienteren Möglichkeiten, an die begehrte Glücksfrucht zu kommen. Der Hedonismus (zumindest in seinen modernen Varianten) ist die wohl bekannteste und verbreitetste Variante dieser Suche nach dem direkten Weg zum Glück, denn Lust ist direkt machbar. Die dazu dienlichen Mittel sind seit langem bekannt: Ein gutes Essen, ein gepflegtes Schläfchen, ein enges Zusammenrücken mit einem netten Partner oder einer netten Partnerin und natürlich auch ein Glas oder eine Flasche Wein. Und wenn wir schon bei Wein sind, ist es nicht mehr weit zu Substanzen, die uns (wenn auch nur vorübergehend) in jene „künstlichen Paradiese“ entführen, die unter anderem Charles Baudelaire beschrieben und gepriesen hat.<sup>2</sup> Wenn dieser pharmakologische *shortcut* zum Glück in der Philosophie immer nur ein schmaler Seitenpfad für Außenseiter geblieben ist, dann hat das unter anderem den Grund, dass er nicht zu nachhaltigen Erfolgen führt: Der Rausch ist kurz und mit vielen unangenehmen sozialen und medizinischen Folgen verbunden. Die Protagonisten des indirekten Weges haben dieses Nachhaltigkeitsdefizit stets als ein zentrales Argument gegen den direkten Weg angeführt; und man wird schwer bestreiten können, dass dieses Argument gewichtig war.

Doch vielleicht beruht es auf einer Voraussetzung, deren Tage gezählt sind. Seine Gültigkeit hängt ja ab von den Mitteln, die für den direkten Weg zum Glück bisher eingesetzt wurden. Und diese Mittel waren und sind vergleichsweise primitiv. Das in der jüngeren Vergangenheit deutlich angewachsene Wissen über die Funktionsweise des menschlichen (Zentral-)Nervensystems und die damit gleichzeitig erweiterten Möglichkeiten seiner technischen Beeinflussung könnten uns in den Besitz von Möglichkeiten gebracht haben oder zukünftig bringen, die sich auch im Interesse am Glück nutzen lassen. Wenn grundsätzlich gilt: „We have devoted ourselves to the idea that the technological control of nature will liberate and enrich our lives“ (Briggle/Brey/Spence 2012: 2)<sup>3</sup>, warum sollte gerade das Streben nach Glück davon ausgenommen sein?

Anders ausgedrückt: Die Möglichkeiten der modernen Medizin und Biotechnologie werden bisher in erster Linie dazu genutzt, Krankheiten zu heilen oder zu lindern; sie können prinzipiell aber genauso genutzt werden, um die physische oder psychische Konstitution gesunder Menschen und ihre naturgegebenen Fähigkeiten zu verbessern. Eingebürgert hat sich dafür der englische Ausdruck ‚Enhancement‘ (= ‚Verbesserung‘, ‚Steigerung‘ oder ‚Erhöhung‘). Und wie das Enhancement körperlicher Leistungen in der Sportmedizin gang und gäbe geworden ist, so bestehen inzwischen auch Optionen für das psychische Enhancement: für die Verbesserung der intellektuellen und emotionalen performance von Individuen. Pharmakologische Möglichkeiten zur Verbesserung der Konzentration oder zur Steigerung der Grundstimmung bestehen schon seit Jahren, und es liegt nahe, solche Möglichkeiten auch zur Beförderung des individuellen Glücks zu nutzen. Ein „glücklicheres Leben“ scheint daher technisch „machbar“ (Schleim 2011: 383)<sup>4</sup> zu sein und der Begriff dafür heißt ‚Neuroenhancement‘. Laut Saskia

2 Baudelaire, Charles (1991): Die künstlichen Paradiese. Opium und Haschisch, in: Sämtliche Werke/Briefe in acht Bänden, hrsg. von Friedhelm Kemp und Claude Pichois in Zusammenarbeit mit Wolfgang Drost, Bd. 6, München: Carl Hanser, 53–102.

3 Briggle, Adam/Brey, Philip/Spence, Edward (2012): Introduction, in: Brey, Philip/Briggle, Adam/Spence Edward (Hrsg.): *The Good Life in a Technological Age*, New York: Routledge, 1–11.

4 Schleim, Stephan (2011): Glück in der Psychopharmakologie. Affektives und kognitives Enhancement, in: Thomä, Dieter/Henning, Christoph/Mitscherlich-Schönherr, Olivia (Hrsg.): *Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, 383–387.

Nagel besteht das „underlying goal“ von Neuroenhancement in der Beförderung menschlichen Glücks im Sinne eines „human flourishing“ (Nagel 2010: 71)<sup>5</sup>. Damit sind verlockende Aussichten gegeben: „It might seem obvious that this would make the world a happier place“ (Brülde 2012: 254)<sup>6</sup>.

Solche seit einiger Zeit verstärkt in den Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückten Möglichkeiten der Erzeugung ‚künstlichen Glücks‘ durch biotechnisches Enhancement werden allerdings von vielen Seiten skeptisch beurteilt. Zunächst wird vor überzogenen empirischen Erwartungen gewarnt, die aus wissenschaftlicher Sicht schlicht nicht eingeholt werden könnten. Außerdem werde die Debatte zu Unrecht durch unbewiesene und nicht zu belegende Annahmen über eine bereits vorliegende weite Verbreitung von Enhancement-Maßnahmen angefeuert (Schleim 2011: 385 f.; Schleim 2010: 182 ff.<sup>7</sup>). Stephan Schleim geht davon aus, „dass – zumindest zurzeit – noch kein ›Glück auf Rezept‹ oder ›Glück durch Pillen‹ verfügbar ist“ (Schleim 2011: 386). Selbst wenn sich die hypothetisch vorausgesetzte Wirksamkeit und die Frequenz des Konsums jedoch bestätigen würden, wird die Befürchtung artikuliert, dass ein solches pharmakologisch induziertes ‚Glück‘ nur ein ‚trägerisches‘<sup>8</sup> sein könnte: „[U]ser end up living lives that are in some sense impoverished“ (Liao/Roache 2011: 249)<sup>9</sup>. Daher befinden sich nach verbreiteter Auffassung diejenigen, welche sich beispielsweise von einer „pharmazeutischen Abkürzung“<sup>10</sup> eine anstrengungslose Verbesserung ihrer Fähigkeiten erhoffen, zumindest prudentiell auf dem hedonistischen Holzweg – wenn sie nicht gar umstandslos als unfaire „Falschspieler“ (Fink 2010: 11)<sup>11</sup> qualifiziert werden. Elisabeth Hildt spricht in diesem Zusammenhang von „Beschummeln“ (Hildt 2012: 98).

Der vorliegende Literaturbericht hat zum Ziel, einschlägige Argumente der Enhancement-Debatte aus glückstheoretischer Perspektive zu beleuchten und damit eine Momentaufnahme der philosophischen Einschätzung der Erfolgsaussichten pharmakologisch oder technisch induzierten ‚künstlichen Glücks‘ zur Verfügung zu stellen.

## I. Enhancement – Definition, Mittel und Ziele

Der Begriff ‚Enhancement‘, der sich mangels einer einheitlichen Übersetzung auch in der deutschsprachigen Debatte als *terminus technicus* etabliert hat, wird üblicherweise als Sammelbegriff für „biomedizinische Interventionen am Menschen, die auf die Verbesserung seiner psychischen oder physischen Konstitution abzielen und über die Bewahrung und Wiederherstellung seiner Gesundheit sowie die Prävention von Krankheit hinausgehen“ gebraucht (Run-

5 Im Folgenden werden die Begriffe ‚Glück‘, ‚Wohlergehen‘, ‚flourishing‘ etc., sofern nicht anders ausgewiesen, weitgehend synonym im Sinne einer umfassenden Theorie des ‚guten Lebens‘ verwendet.

6 Brülde, Bengt (2012): Human enhancement and Well-Being, in: Brey, Philip/Briggles, Adam/Spence Edward (Hrsg.): The Good Life in a Technological Age, New York: Routledge, 251–259.

7 Schleim, Stephan (2010): Cognitive Enhancement – Sechs Gründe dagegen, in: Fink, Helmut/Rosenzweig, Rainer (Hrsg.): Künstliche Sinne, gedoptes Gehirn. Neurotechnik und Neuroethik, Paderborn: mentis, 179–207.

8 President’s Council on Bioethics (2003): Beyond Therapy. Biotechnology and the Pursuit of Happiness, New York: Dana Press, 212.

9 Liao, Matthew/Roache, Rebecca (2011): After Prozac, in: Savulescu, Julian/ter Meulen, Ruud/Kahane, Guy (Hrsg.): Enhancing Human Capacities, Chichester: Wiley-Blackwell, 245–256.

10 Juengst, Eric T. (2007): What Does Enhancement Mean?, in: Parens, Eric (Hrsg.): Enhancing Human Traits. Ethical and Social Implications, Washington, D.C.: Georgetown University Press, 29–47 [38].

11 Fink, Helmut (2011): Einleitung. Zwischen Falschspieler und Übermensch, in: Fink, Helmut/Rosenzweig, Rainer (Hrsg.): Künstliche Sinne, gedoptes Gehirn. Neurotechnik und Neuroethik, Paderborn: mentis, 9–28.

kel 2010: 7). Diese gängige und bislang immer noch der Standardauffassung entsprechende Definition fasst also Enhancement als Gegenbegriff zu rein therapeutischen Maßnahmen auf (Kipke 2011: 11; Schleim 2010: 180; Hildt 2012: 87). Als Beispiele für mögliche Ziele von Enhancement gelten etwa „die Stärkung körperlicher Eigenschaften wie Ausdauer oder Attraktivität, die Erweiterung kognitiver Fähigkeiten wie Intelligenz oder Gedächtnisleistung, die Steigerung der Gemütsverfassung, aber auch die Formung gewisser Verhaltensattribute“ (Runkel 2010: 7). Verschiedene Mittel zur Erreichung dieser Ziele finden sich „auf medikamentösem, hormonellem, chirurgischem oder gentechnischem Wege“ (ebd.: 8). Als „einschlägige Gebiete“ für das Angebot und die Nachfrage von Enhancement-Interventionen gelten z. B. Wachstumshormonbehandlungen bei Kindern, ästhetisch-plastische Chirurgie, kosmetische Psychopharmakologie, Sport-Doping und medizinisch-technische Lebensverlängerung (ebd.).

Die Standarddefinition changiert zwischen zwei Bedeutungen. Einerseits wird ‚Enhancement‘ rein *deskriptiv* zur Eingrenzung fraglicher Maßnahmen gebraucht. Andererseits wird dem Begriff jedoch häufig eine *normative* Konnotation beigelegt. Demnach gelten als Enhancement alle diejenigen Interventionen, die nicht zum Bereich der zulässigen und/oder gebotenen medizinischen Maßnahmen gehören, also weder den „proper goals of medicine“ entsprechen, noch „von einer gemeinschaftlichen Gesundheitsfürsorge zu tragen“ seien (Runkel 2010: 9). Der letzte Punkt verweist auf die *rechthliche* Relevanz des Enhancement-Begriffs. Thomas Runkel geht in seiner Arbeit über „Enhancement und Identität“ neben einer „enger medizinischen“ und einer „sozialethischen“ Perspektive von einer „grundlegenden ethischen bzw. anthropologischen Betrachtung der Enhancementproblematik“ aus (ebd.: 6; Letztere ist auch Gegenstand von Heilinger 2010). Aus der ethisch-anthropologischen Perspektive stellt sich „die Frage nach der prinzipiellen ethischen Legitimität der Verbesserung des Menschen durch Biotechnologien. Hierbei geht es um die Frage, inwiefern das personale sowie das anthropologische Selbstverständnis samt seiner Autonomie und seiner Konzeption des guten Lebens von Eingriffen betroffen sind, die seine naturale Konstitution verändern“ (Runkel 2010: 7).

Trotz zahlreicher Hinweise auf die „notorische Unschärfe“ (Fink 2010: 14) der Standarddefinition zugrunde liegender Begriffe von ‚menschlicher Natur‘, ‚Gesundheit‘, ‚Krankheit‘ und ‚Normalität‘ (Heilinger 2010: 62–71; Nagel 2010: 174–180; Brülde 2011: 219<sup>12</sup>; Brülde 2012: 252; Savulescu/Sandberg/Kahane 2011: 4 ff.; Mieth 2011: 370<sup>13</sup>) sowie auf Grenzfälle der Einordnung – etwa präventive Maßnahmen wie Impfungen oder Fälle von ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung) bei Erwachsenen (Schermer/Bolt 2011)<sup>14</sup> – halten viele Autoren aus methodisch-pragmatischen Gründen an einer deskriptiven Treatment/Enhancement-Differenzierung fest: „Für die ethische Untersuchung ist die deskriptive Unterscheidung jedoch eine wichtige Voraussetzung: Ihr Gegenstandsbereich sollte als solcher identifizierbar sein“ (Kipke 2011: 29). Darüber hinaus sei der „Anspruch auf eine in allen Fällen trennscharfe und allzeit gültige Unterscheidung [...] nicht nur lebensfremd, sondern auch unnötig“ (ebd.: 31). Immerhin könnten wir in anderen Bereichen mit vagen Begriffen relativ

12 Brülde, Bengt (2011): Is Mood Enhancement a Legitimate Goal of Medicine?, in: Savulescu, Julian/ter Meulen, Ruud/Kahane, Guy (Hrsg.): *Enhancing Human Capacities*, Chichester: Wiley-Blackwell, 218–229.

13 Mieth, Dietmar (2011): Glück durch Biotechnik? Die Debatte über die biologische Verbesserung des Menschen (enhancement), in: Thomä, Dieter/Henning, Christoph/Mitscherlich-Schönherr, Olivia (Hrsg.): *Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, 369–373.

14 Schermer, Maartje/Bolt, Inneke (2011): What’s in a Name? ADHD and the Gray Area between Treatment and Enhancement, in: Savulescu, Julian/ter Meulen, Ruud/Kahane, Guy (Hrsg.): *Enhancing Human Capacities*, Chichester: Wiley-Blackwell, 179–193.

problemlos umgehen. Zudem stellt Kipke fest, dass sogar diejenigen Autoren, welche die Differenzierung von Therapie und Enhancement inhaltlich ablehnen, „letztlich implizit oder explizit an ihr und den Begriffen festhalten“ (ebd.: 34). Aufgegeben werden sollte seiner Ansicht nach daher nicht die deskriptive, methodische Unterscheidung, sondern eine unreflektierte normative Aufladung derselben: „Es mag sein, dass der Krankheitsbegriff normative Aussagekraft für den Umgang mit Kranken hat, aber die Pflicht zur Krankheitsbehandlung begründet nicht den Ausschluss von Enhancement-Maßnahmen. [...] Aus der unzweifelhaften Moralität des einen lässt sich nicht die Unmoralität des anderen erschließen. [...] Mit der deskriptiven Abgrenzung zwischen Therapie und (Neuro-)Enhancement ist also mitnichten die Frage nach der ethischen Bewertung des Letzteren gelöst“ (ebd.: 35). Anton Tupa weist zudem darauf hin, dass die meisten Autoren gar keine eindeutige normative Festlegung treffen: „Almost no philosopher or scientist gives wholehearted and unqualified approval or disapproval of use of technologies to satisfy desires and enhance quality of life“ (Tupa 2012: 141)<sup>15</sup>

Neben der Modifikation von äußeren körperlichen Merkmalen (physisches Enhancement) geht es in der aktuellen Diskussion vornehmlich um die Steigerung eher intellektueller Kompetenzen wie Aufmerksamkeit und Konzentration (kognitives Enhancement) und die Verbesserung von Gefühlen, Emotionen oder der Grundstimmung (affektives, emotionales, bzw. Mood-Enhancement) (Fink 2010: 11). Vereinzelt wird auch über eine mögliche Verbesserung empathischer und altruistischer Fähigkeiten diskutiert (moralisches Enhancement) (Douglas 2011<sup>16</sup>; Persson/Savulescu 2011<sup>17</sup>; Kipke 2011: 249–263). Generell dreht sich die Debatte zum großen Teil um Neuro-Enhancement (Nagel 2010). Das besondere ethische Interesse an derartigen Interventionen erklärt sich dadurch, dass solche Maßnahmen nach Ansicht vieler Autoren „direkt in die Persönlichkeit ein[greifen]“ (Kipke 2011: 11). Außerdem wird auf die Aktualität der Fragestellung verwiesen: „Eine gentechnische Verbesserung von Menschen gibt es bislang nicht, der pharmakologische Eingriff ins Gehirn hingegen ist Realität. Die Gedächtnispillen, Konzentrationspillen, Stimmungspillen, »Glückspillen« wie Ritalin, Modafinil und Prozac sind nicht nur eine Idee, sondern sie liegen bereit und werden in großer Zahl geschluckt [...] Möglicherweise werden in Zukunft auch nicht-pharmakologische Mittel zum Neuro-Enhancement zur Verfügung stehen“ (ebd.: 11 f.).

Strittig ist, ob die modernen Enhancement-Möglichkeiten im Vergleich zu herkömmlichen Formen der intendierten Selbstverbesserung kategorial völlig neu zu bewerten sind, oder eine „Kontinuität der Mittel und Ziele“ (Heilinger 2010: 33–41) menschlicher Bestrebungen nach Selbstverbesserung angenommen werden kann: „Historisch betrachtet, hat der Mensch immer schon vergleichbare Versuche unternommen“ (Mieth 2011: 369; dazu auch Coenen et al. 2010; Runkel 2010: 14–30). Saskia Nagel betont ebenfalls: „People seek for enhancement in many ways. They have been doing so for as long as one can imagine“ (Nagel 2010: 183). Letztere Ansicht wird durchaus auch kritisch betrachtet, zum Beispiel von Andreas Woyke: „Verschiedene Befürworter von Human Enhancement setzen zwar darauf, die ausgewiesenen Besonderheiten zu bestreiten und ein Kontinuum unterschiedlicher Techniken in Abhängig-

15 Tupa, Anton (2012): *Desire-Satisfactionism and Technology*, in: Brey, Philip/Briggle, Adam/Spence Edward (Hrsg.): *The Good Life in a Technological Age*, New York: Routledge, 131–143.

16 Douglas, Thomas (2011): *Moral Enhancement*, in: Savulescu, Julian/ter Meulen, Ruud/Kahane, Guy (Hrsg.): *Enhancing Human Capacities*, Chichester: Wiley-Blackwell, 467–485.

17 Persson, Ingmar/Savulescu, Julian (2011): *Unfit for the Future? Human Nature, Scientific Progress, and the Need for Moral Enhancement*, in: Savulescu, Julian/ter Meulen, Ruud/Kahane, Guy (Hrsg.): *Enhancing Human Capacities*, Chichester: Wiley-Blackwell, 486–500.

keit vom wissenschaftlich-technologischen Fortschritt anzunehmen, [...] doch es erscheint evident, dass solche Argumente nur zur Entdifferenzierung beitragen und keine angemessene Bewertungsgrundlage liefern können“ (Woyke 2010: 23)<sup>18</sup>. Stephan Schleim äußert sich dazu ebenfalls kritisch: „Auch der Behauptung, Menschen hätten schon immer nach Verbesserung gestrebt, daher sei Enhancement nichts Neues, möchte ich entgegenstellen, dass viele Menschen auch schlicht den Wunsch haben dürften, mit ihren Fähigkeiten den gesellschaftlichen Ansprüchen zu genügen“ (Schleim 2011: 386). Welcher Seite man sich in dieser Frage auch anschließen möchte, es ist jedenfalls nicht zu bestreiten, dass vor allem im Bereich der Gentechnik, der kosmetischen Chirurgie, des Doping, der Psychopharmaka (Runkel 2010: Kap. V, 197–291) sowie der Anti-Aging-Medizin mittlerweile drastische Eingriffe in den menschlichen „Funktionszusammenhang“ (Heilinger 2010: 92) möglich sind.

Insbesondere die ethische Beschäftigung mit Implikationen des sogenannten Mood-Enhancement (Savulescu/terMeulen/Kahane 2011: Part III, 151–256; Brülde 2012; Runkel 2010: 265–291; Hildt 2012: 90) für menschliches Glück und Wohlergehen ist – nach einer längeren Periode der vorrangigen Beschäftigung mit kognitivem Enhancement (Schleim 2011: 383) – erneut auf dem Vormarsch. Das vorrangige Ziel von Mood Enhancement ist nach Bengt Brülde „to make us feel happier, more engaged, or more energized“ (Brülde 2012: 252). Guy Kahane differenziert in diesem Zusammenhang zwischen „feeling, emotion, and mood“: „Feelings are episodes of consciousness. There is something it feels like to feel angry or sad. Emotions are broader behavioural dispositions which include dispositions to have certain feelings, as well as dispositions to behave, think, and attend in certain ways. [...] Moods are even broader dispositions, dispositions that govern one’s entire emotional orientation for a certain period“ (Kahane 2011: 167)<sup>19</sup>.

Als mögliche Maßnahmen zur Verbesserung von Gefühlen, Emotionen und Stimmung werden momentan hauptsächlich off-label Anwendungen von Psychopharmaka, hauptsächlich pharmazeutischer Antidepressiva (selektive Serotonin-Wiederaufnahmehemmer: SSRIs) diskutiert (Hildt 2012: 90). „Moderne Antidepressiva sind dazu in der Lage, nicht nur eindeutig depressive Menschen von ihrer Erkrankung zu heilen oder diese zumindest zu lindern. Sie werden vielfach auch in leichteren Fällen eingesetzt, in denen eine Medikation auf den ersten Blick nicht notwendig erscheint. Ihre Wirkung besteht dann in einem gesteigerten Glücksempfinden und oftmals in einer veränderten Persönlichkeit“ (Runkel 2010: 265). Ein mittlerweile berühmtes Beispiel dafür ist der im Medikament Prozac (USA) enthaltene Wirkstoff Fluoxetin, in Deutschland erhältlich als Fluctin. Darüber hinaus wird über die (zukünftige) Tauglichkeit der transkraniellen Magnetstimulation (Kammer 2010)<sup>20</sup> und der Tiefenhirnstimulation als Enhancement-Mittel spekuliert (Berghmans et al. 2011: 154–157)<sup>21</sup>. Elisabeth Hildt betont jedoch, dass invasive Maßnahmen generell als „auf chirurgischem und neurotechnologischem Weg erzielbare Enhancements aufgrund der Komplexität des jeweiligen Verfahrens, des un-

18 Woyke, Andreas (2010): Human Enhancement und seine Bewertung – Eine kleine Skizze, in: Coenen, Christoph et al. (Hrsg.): Die Debatte über »Human Enhancement«. Historische, philosophische und ethische Aspekte der technologischen Verbesserung des Menschen, Bielefeld: transcript, 21–38.

19 Kahane, Guy (2011): Reasons to Feel, Reasons to Take Pills, in: Savulescu, Julian/ter Meulen, Ruud/Kahane, Guy (Hrsg.): Enhancing Human Capacities, Chichester: Wiley-Blackwell, 166–178.

20 Kammer, Thomas (2010): Transkranielle Magnetstimulation: Hokuspokus oder Therapie der Zukunft?, in: Fink, Helmut/Rosenzweig, Rainer (Hrsg.): Künstliche Sinne, gedoptes Gehirn. Neurotechnik und Neuroethik, Paderborn: mentis, 169–177.

21 Berghmans, Ron et al. (2011): Scientific, Ethical, and Social Issues in Mood Enhancement, in: Savulescu, Julian/ter Meulen, Ruud/Kahane, Guy (Hrsg.): Enhancing Human Capacities, Chichester: Wiley-Blackwell, 153–165.



günstigen Nutzen-Risiko-Verhältnisses und der fraglichen Rechtfertigbarkeit aus ärztlicher Sicht praktisch nicht zur Anwendung“ kommen (Hildt 2012: 89). Gerade die Tiefenhirnstimulation ist ihrer Ansicht nach aus den genannten Gründen auch zukünftig als Enhancement-Maßnahme „grundsätzlich nicht angemessen“ (ebd: 79).

In der Diskussion um „pharmakologische[s] Stimmungsenhancement (mood enhancement)“ (ebd: 90) finden sich teils ähnliche Argumentationsmuster wie sie bereits aus den Debatten über physisches und kognitives Enhancement bekannt sind. Zum einen spielen spezielle anthropologische Grundannahmen sowie normative Natürlichkeitserwägungen (Heilinger 2010; Nagel 2010: 303–312; Fink 2010; Runkel 2010: 147 ff.) und eine latente Technikfeindlichkeit eine Rolle. Zum anderen finden sich Verweise auf mangelnde ‚Authentizität‘ (Nagel 2010: 196–302; Liao/Roache 2011: 249 f.; Kipke 2011: 238–244, 265 f.) der Resultate solcher Maßnahmen und eine sich daraus ergebende mögliche Gefährdung ‚personaler Identität‘ (Runkel 2010; Berghmans et al. 2011: 158–162): „The second set of concerns is related to less easy to articulate worries resulting from the many ways in which enhancements that alter fundamental brain function intersect with our understanding of what it means to be a person, to be healthy and whole, to do meaningful work, and to value human life in its imperfection [...] These concerns are related to our sense of self, identity, and self-understanding“ (Berghmans et al. 2011: 153). Enhancement biete “[e]ntgegen den Verheißungen [...] gerade nicht mehr, sondern weniger Selbstsein, weniger Zusammenhang in und mit sich, weniger Sich-selbst-Kennen und -Verstehen“ (Kipke 2011: 272 f.). Darüber hinaus wird die Frage nach der Reichweite und Begründbarkeit legitimer Aufgaben der Medizin aufgeworfen (Brülde 2011). In diesem Kontext werden ebenso Befürchtungen einer zunehmenden Medikalisierung ‚normaler‘ Zustände und Verhaltensweisen sowie einer kontraproduktiven Fokussierung auf eine pharmakologische ‚Lösung‘ emotionaler und/oder sozialer Probleme artikuliert (Berghmans et al. 2011: 153). Zudem wird im Zuge von Kosten-Nutzen-Analysen vor unabsehbaren Risiken und Nebenwirkungen (Brülde 2012: 251; Hildt 2012: 93) sowie einer weiteren Unterminierung von Zugangs- und Chancengleichheit gewarnt, welche letztlich zu einer Verschärfung gesellschaftlicher Spannungen führen könnte (Brülde 2012: 253; Gesang 2010<sup>22</sup>). Besorgnis besteht schließlich hinsichtlich der Autonomie von Entscheidungen für Enhancement, welche nicht zuletzt durch subtilen sozialen Druck gefährdet werden könnte (Berghmans et al. 2011: 153 f.; Schleim 2010) sowie umgekehrt bezüglich der Auswirkungen von Enhancement auf die Autonomiefähigkeit der Nutzer (Kipke 2011: 244–249; Runkel 2010: 280). Menschen könnten außerdem in höherem Ausmaß als bisher einem ‚Glücksdiktat‘ unterworfen werden: „It is worth being aware of the downside of the benefits that apparently greater availability of happiness brings us: It can be hold against individuals that they are unhappy“ (Nagel 2010: 80).

So weit unterscheiden sich die Argumente gegen Mood Enhancement nicht wesentlich von denen in verwandten Kontexten. Spezifischere Einwände gegen eine ‚künstliche Glückserzeugung‘ durch solche Praktiken in der gegenwärtigen Literatur scheinen sich gemeinhin stark an der traditionellen Hedonismuskritik (Kahane 2011: 169) sowie der Kritik an Wunscherfüllungstheorien des Wohlergehens (Brey 2012: 18)<sup>23</sup> zu orientieren und dementsprechend in zwei Punkten zu kulminieren:

- 22 Gesang, Bernward (2010): Starke Hirne – gute Chancen? Zur sozialetischen Bewertung von Enhancement, in: Fink, Helmut/Rosenzweig, Rainer (Hrsg.): Künstliche Sinne, gedoptes Gehirn. Neurotechnik und Neuroethik, Paderborn: mentis, 2010.
- 23 Brey, Philip (2012): Well-Being in Philosophy, Psychology, and Economics, in: Brey, Philip/Briggles, Adam/Spence Edward (Hrsg.): The Good Life in a Technological Age, New York: Routledge, 15–34.

- 1) Wirkliches Glück umfasst mehr als positive mentale Zustände: „>Feeling good< may not always be good or good for us“ (Kipke 2011: 264)<sup>24</sup> oder die Erfüllung unserer (kurzfristigen und/oder adaptiven bzw. inauthentischen) Wünsche: „Denn dass wir im Moment des Wünschens davon ausgehen, etwas ernsthaft zu wünschen, ist keine Gewähr dafür, dass wir im Falle der Wunschrealisierung uns immer noch mit dem Wunsch identifizieren. Wir können uns in unseren Wünschen irren“ (Kipke 2011: 240). Echtes Glück hat vielmehr objektive Voraussetzungen (Runkel 2010), deren Vorliegen als notwendige Bedingung, als *conditio sine qua non* angesehen werden muss.
  
- 2) Glück lässt sich nicht direkt hervorbringen, sondern ist am verlässlichsten auf indirektem Wege zu erreichen. Im Unterschied zu kurzfristigen guten Gefühlen lässt sich nach dieser eingangs bereits skizzierten Auffassung wirkliches und dauerhaftes Glück nur durch kontinuierliche Anstrengung und die Überwindung von inneren und äußeren Widerständen im Zuge einer persönlichen „Selbstformung“ (Kipke 2011) erlangen. Ähnlich äußert sich Christoph Henning über Deweys pragmatistischen Glücksbegriff: „Formal betrachtet ist Glück [...] eine Erfüllung selbstgesetzter Handlungsziele, sowie – darüber vermittelt – eine Entwicklung der individuellen Anlagen“ (Henning 2011: 260)<sup>25</sup>. Diese Art von Selbstverbesserung steht für ein dynamisches praktisches Selbstverhältnis von Personen, für eine „komplexe selbst-bezogene Handlungsform“, deren Ziel es ist, „die Änderung oder den gezielten Erhalt eines oder mehrerer Persönlichkeitsmerkmale“ herbeizuführen (Kipke 2011: 91). Diese Praxis setzt Autonomie (i. S. v. Urheberschaft, Informiertheit und Freiwilligkeit) voraus, „verlangt gesteigerte Selbstaufmerksamkeit und Selbststeuerung, erstreckt sich über mehr oder weniger lange Zeiträume, vollzieht sich in Übungen und bedeutet für den Akteur erhebliche Anstrengung“ (ebd.). In der Antike – und weit darüber hinaus – war man daher der Auffassung, dass ein glückliches Leben nur auf der Basis der Ausbildung von *Tugenden* möglich sei und notwendigerweise ein *aktives* Leben sein müsse. Noch zu wenig beachtet in der Enhancement-Debatte ist die Tatsache, daß die empirische Glücksforschung diese Auffassung zu bestätigen scheint. Verschiedene Studien zeigen, dass charakterliche Stärken (=Tugenden) mit einer höheren Lebenszufriedenheit korreliert sind: “The higher a given character strength, the more life satisfaction was reported in both male and female samples“ (Brdar/Anić/Rijavec 2011: 154<sup>26</sup>; vgl. auch Hutchinson/Stuart/Pretorius 2011<sup>27</sup>). Wenn diese Auffassung zutreffend ist, kann der kurze Weg zum Glück, den das Neuroenhancement verspricht, immer nur ein hedones Strohfeuer produzieren.

24 Dieses Zitat übernimmt Kipke aus President’s Council on Bioethics (2003): *Beyond Therapy*, a. a. O., 293.

25 Henning, Christoph (2011): Glück im Pragmatismus. Selbstverwirklichung und Ganzheit, in: Thomä, Dieter/Henning, Christoph/Mitscherlich-Schönherr, Olivia (Hrsg.): *Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: Metzler, 255–263.

26 Brdar, Ingrid/Anić, Petra/Rijavec, Majda (2011): Character Strengths and Well-Being: Are There Gender Differences?, in: Brdar, Ingrid (Hrsg.): *The Human Pursuit of Well-Being. A Cultural Approach*, Dordrecht etc.: Springer, 145–157.

27 Hutchinson, Ann-Marie K./Stuart, Anita D./Pretorius, Hester G. (2011): The Relationships Between Temperament, Character Strengths, and Resilience, in: Brdar, Ingrid (Hrsg.): *The Human Pursuit of Well-Being. A Cultural Approach*, Dordrecht etc.: Springer, 133–144.

## II. Eine alternative Definition – Enhancement und menschliches Wohlergehen

Roland Kipke gibt in seiner Studie zu Selbstformung und Neuro-Enhancement als „ethischen Blickwinkel“ und „Wertungsmaßstab“ seiner Untersuchung „die Idee des *guten Lebens*“ an und richtet seinen Fokus auf die ethische Frage „»Was ist gut für uns?«“ (Kipke 2011: 18). Gleichwohl möchte er in diesem Zusammenhang „keine systematische Theorie des guten Lebens“ entwickeln und auch „keinen existierenden Ansatz“ zugrunde legen, um sich nicht „mit den verzwickten Problemen einer übergreifenden ethischen Theorie zu belasten“ (ebd.: 19). Dieses Vorgehen kann geradezu als paradigmatisch für die ethische Beschäftigung mit Enhancement angesehen werden: „Glück ist ein zentrales Thema der Debatte um Neuro-Enhancement. Das überrascht nicht, zielen doch manche Mittel ausdrücklich auf eine Mehrung des Glücks, was immer das genau heißt“ (ebd.: 263). Befürworter wie Kritiker vermeiden üblicherweise eine explizite und differenzierte Darlegung ihrer wert- bzw. glückstheoretischen Prämissen. Eine größere Rolle spielen teilweise gegensätzliche *Intuitionen* (Heilinger 2010: 99; Schleim 2011: 386) über die Zu- bzw. Abträglichkeit von Enhancement für ein gutes Leben sowie über angemessene Kriterien für menschliches Wohlergehen. Dass Letzteres jedoch in engem Zusammenhang mit Enhancement steht, zeigt unter anderem die Bestrebung einiger Bioliberaler, eine angemessenere Definition von Enhancement zu entwickeln als die Standardauffassung sie bietet.

Die obige Abgrenzung von Enhancement zu Therapie hat nicht zuletzt aufgrund ihrer zumindest „impliziten normativen Dimension“, die „Anlass für vermeidbare Verwirrungen“ (Heilinger 2010: 59) geben könne, in letzter Zeit verstärkt Kritik erfahren. Julian Savulescu, Anders Sandberg und Guy Kahane bezeichnen diese Strategie der Einordnung als „not-medicine’ approach“ (Savulescu/Sandberg/Kahane 2011: 4)<sup>28</sup> und halten sie für lediglich eine mögliche Typologie unter anderen. Enhancement differenzieren sie in „functional enhancement“ und „human enhancement“, wobei sich Ersteres lediglich auf die Steigerung spezifischer Fähigkeiten beziehen soll, während Letzteres auf die Verbesserung „of a human being’s life“ als Ganzem abzielt (ebd.: 3). Dementsprechend plädieren sie für eine ‚welfarist definition of human enhancement‘ (ebd.: 7). Dieser Definition gemäß umfasst Enhancement

[a]ny change in the biology or psychology of a person which increases the chances of leading a good life in the relevant set of circumstances.

Aus dieser Sicht zählt also jegliche und nur die Intervention als Enhancement, die tatsächlich gut für die entsprechende Person ist. (Erfolgreiche) Therapie wird dementsprechend *als* Enhancement bzw. „subclass of enhancements“ aufgefasst (Savulescu/Sandberg/Kahane 2011: 8). Diese Auffassung vertritt auch Jan-Christoph Heilinger: „Vielmehr könnte sich Therapie als eine *Teilmenge* möglicher Enhancements erweisen, wobei eine eindeutige Bestimmung häufig nicht möglich sein wird“ (Heilinger 2010: 70). Auch Dietmar Mieth sieht eine „Tendenz von der *Therapie* zur *transindividuellen Optimierung*“ (Mieth 2011: 371). Nach der *welfarist definition* stellt Enhancement generell darauf ab, den Wert des Lebens einer Person zu erhöhen: „In the context of human enhancement, the value immediately in question is the goodness of a person’s life, that is, his or her well-being“ (Savulescu/Sandberg/Kahane 2011: 7). Allerdings lässt sich aus der Definition nicht direkt entnehmen, was denn nun gut für eine Person ist, was ihr Wohlergehen ausmacht (und wodurch genau dieses gesteigert werden könnte), und welche

28 Savulescu, Julian/Sandberg, Anders/Kahane, Guy (2011): Well-Being and Enhancement, in: Savulescu, Julian/ter Meulen, Ruud/Kahane, Guy (Hrsg.): Enhancing Human Capacities, Chichester: Wiley-Blackwell, 3–18.

epistemische Perspektive – die subjektive der Person selbst, eine intersubjektive Teilnehmerperspektive oder eine ‚objektive‘ Beobachterperspektive – am besten geeignet ist, diese Fragen zu beantworten. Die *welfarist definition* zeichnet also weder eine spezifische Glückstheorie aus, noch einen privilegierten evaluativen Standpunkt, von dem aus eine Intervention überhaupt als Enhancement beurteilt werden könnte: „[I]t leaves open substantive and contentious questions about the nature of well-being, and important empirical questions about the impact of some treatment on well-being“ (Savulescu/Sandberg/Kahane 2011: 7).

Einer der wenigen deutschsprachigen Autoren, die sich der *welfarist definition* – in modifizierter Form – anschließen, ist Jan-Christoph Heilinger, dessen Anliegen es ist, „eine möglichst neutrale Definition von ‚Enhancement‘ zu entwickeln, die [...] ohne normative Vorannahmen und Vorurteile auskommt“ (Heilinger 2010: 59 f.). Seine „dynamische Minimaldefinition“ von Enhancement lautet folgendermaßen (ebd.: 92):

*Ein Enhancement ist ein auf bestimmte Veränderungen zielender, intentionaler Eingriff in den – material organisierten und mental repräsentierten – menschlichen Funktionsszusammenhang, der subjektiv positiv evaluiert wird.*

Diese Definition umfasst ebenfalls einen sehr weiten Begriff von Enhancement. Insofern würden darunter auch alle möglichen Arten von „old-style enhancement“ (Nagel 2010: 183 ff.) fallen, wie z. B. der Genuss von Kaffee zur Konzentrationssteigerung, die Einnahme von Johanniskraut zur Beruhigung, sowie „etwa Joggen, Body-Piercings oder gesunde Ernährung“ (Heilinger 2010: 95), oder „ausreichend Schlaf, Lesen und Studieren“ (Schleim 2010: 180). Enhancement beinhaltet somit alle intendierten Handlungen mit dem Ziel, menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten zu verbessern, deren Ergebnis zu einer tatsächlichen subjektiv evaluierten Steigerung des individuellen Wohlbefindens bzw. Wohlergehens beitragen. Zur genaueren Eingrenzung des aktuellen „bioethischen Problembereich[s]“ gibt Heilinger daher zwei empirische Zusatzkriterien an: Es soll sich bei den strittigen Interventionen nur um solche handeln, die „(a) neuartige biotechnische Mittel“ nutzen und die „(b) weitreichende Auswirkungen“ haben (Heilinger 2010: 92). Auch Woyke stellt darauf ab, dass es „[g]erade weil über die nähere Bestimmung und Bewertung von *Human Enhancement* kein Konsens besteht, [...] entscheidend [sei], die Besonderheit der mit diesem Begriff verbundenen Techniken und Zielsetzungen zu betonen“ (Woyke 2010: 22). Die subjektive Perspektive hat in Heilingers Konzeption einen epistemischen Vorrang. Es geht ihm darum, „dass man nicht für jemand anderen festsetzen kann, was dieser auf einer vermeintlich objektiven Grundlage für ein Enhancement zu halten habe“ (Heilinger 2010: 95, Anm. 42). Mieth weist darauf hin, dass generell in der Debatte „die Beschränkung auf das Wohl des Einzelnen betont“ werde (Mieth 2011: 370). Eine objektive Definition von Enhancement lehnt Heilinger mit dem Verweis auf theoretische Schwierigkeiten ab: Durch ein solches Vorhaben „handelte man sich die Pflicht ein, eine absolute und verbindliche Theorie des Guten präsentieren oder voraussetzen zu müssen“ (Heilinger 2010: 95). Die Verpflichtung auf *ein* feststehendes Wertesystem sei jedoch gerade einer „sachangemessenen und vorurteilsfreien moralischen Evaluation“ der Mittel und Ziele von Enhancement abträglich (ebd.: 97).

Folglich betonen viele Autoren in der Debatte um Enhancement explizit, dass ihren Argumentationen keine spezifische Theorie des guten Lebens zu Grunde liegt bzw. dass diese mit unterschiedlichen Theorien kompatibel sind (z. B. Savulescu/Sandberg/Kahane 2011: 10). Roland Kipke etwa beansprucht für seine Arbeit „Elemente einer Konzeption guten menschlichen Lebens, die dermaßen grundlegend sind, dass sie eine Unzahl individueller Vorstellungen abdecken und weithin auf Zustimmung stoßen“ (Kipke 2011: 274).

### III. Konkurrierende Theorien von Wohlergehen

Saskia Nagel hingegen verleiht der Notwendigkeit einer expliziten Auseinandersetzung mit den konkurrierenden Theorien von Wohlergehen in der Enhancement-Debatte Nachdruck, da Menschen sich durch die Anwendung von Enhancement eine Steigerung ihres Wohlergehens erhoffen (Nagel 2010: 72). Letzteres betont auch Thomas Runkel: „Enhancement-Technologien zeichnen sich ja dadurch aus, dass sie mit dem Zweck verfolgt werden, das Glück von Individuen zu befördern“ (Runkel 2010: 95 f.). Nagel und auch andere Autoren verweisen auf die große Vielfalt an verschiedenen Konzepten in den unterschiedlichen Disziplinen wie zum Beispiel der Psychologie (Brülde 2012: 255) oder der Ökonomie, aber auch innerhalb der einzelnen Wissenschaftszweige wie der Philosophie (Brey 2012; Thomä/Hennig/Mitscherlich-Schönherr 2011). Die Frage nach dem guten Leben hat insbesondere seit den 1970er Jahren erneut eine zentrale Stellung in der Philosophie eingenommen (Steinfath 2011: 296)<sup>29</sup>. „[O]ne of the central questions that has been on our minds for a long time: the question of how to live. How are we to live? How can we live a good life?“ (Nagel 2010: 13). Von der Klassifizierung Derek Parfits<sup>30</sup> ausgehend wird in der Diskussion zumeist zwischen drei unterschiedlichen Konzepten von Wohlergehen differenziert. Hierbei handelt es sich um hedonistische Theorien, Wunscherfüllungstheorien und die sogenannten Theorien der objektiven Listen (Brey 2012: 16–21; Søraker 2012: 227<sup>31</sup>; Steinfath 2011: 296; Nagel 2010: 77–79; Kahane 2011: 167; Kipke 2011: 203; Runkel 2010: 96–115). Thomas Runkel betont, dass „die beiden ersten Ansätze, im Gegensatz zum dritten, [üblicherweise] zu den subjektiven Theorien gezählt“ werden (Runkel 2010: 96).

#### Hedonistische Theorien

Hedonistische Theorien basieren auf der Annahme, dass Lust (pleasure) intrinsisch gut ist, wohingegen Schmerz (pain) intrinsisch schlecht ist. Das Wohlergehen einer Person hängt folglich davon ab, inwiefern es ihr gelingt, ihre Lust zu steigern und Schmerz zu vermeiden (Brey 2012: 16). „On hedonic theories of well-being, a person’s well-being consists of the balance of pleasure over pain. On this view, our reasons to promote well-being are reasons to make people feel as good as possible, and to feel least bad“ (Kahane 2011: 166 f.). Steinfath erklärt die basale Konzeption folgendermaßen: „Die Güte eines Lebens soll sich dem schlichten Hedonismus zufolge an seiner Lustbilanz bemessen, also grob daran, wie viel, wie dauerhafte und wie intensive Lustempfindungen es enthält“ (Steinfath 2011: 299). Das sogenannte „Zeitalter der hedonistischen Glücksphilosophie“ zog sich von der Mitte des 17. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts (Schefczyk 2011: 163)<sup>32</sup>. Insbesondere der klassische Utilitarismus basierte auf hedonistischen Glückstheorien: „In modern philosophy, well-being and happiness take

29 Steinfath, Holmer (2011): Theorien des guten Lebens in der neueren (vorwiegend) analytischen Philosophie, in: Thomä, Dieter/Henning, Christoph/Mitscherlich-Schönherr, Olivia (Hrsg.): Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart: Metzler, 296–302.

30 Parfit, Derek (1984): *Reasons and Persons*, Oxford: Clarendon Press.

31 Søraker, Johnny (2012): Virtually Good? Disclosing the Presuppositions Behind the Claimed Inferiority of Virtual Worlds, in: Brey, Philip/Briggle, Adam/Spence Edward (Hrsg.): *The Good Life in a Technological Age*, New York: Routledge, 225–237.

32 Schefczyk, Michael (2011): Glück in der britischen Moralphilosophie des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Thomä, Dieter/Henning, Christoph/Mitscherlich-Schönherr, Olivia (Hrsg.): Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart: Metzler, 163–171.

center stage in the works of 18th- and 19th-century philosophers Jeremy Bentham and John Stuart Mill, who present a modern version of hedonism as part of their theory of utilitarianism“ (Brey 2012: 15). Der quantitative oder auch „enge“ Hedonismus (Nagel 2010: 77) Benthams stellt die Dauer und Intensität des Lustempfindens in den Vordergrund. Der qualitative Hedonismus Mills hingegen berücksichtigt zudem die Qualität des Lustempfindens. Er differenziert zwischen niederen „bodily pleasures“ und höherwertigen Freuden wie „experiences of friendship, knowledge, art, contemplation, and refinement in taste“ (Brey 2012: 16). Ein gutes Leben basiert folglich nicht nur auf der Maximierung der Dauer und Intensität der Freude, sondern vorwiegend auf dem Vorhandensein höherer Freuden (ebd).

Hedonistische Theorien haben allerdings von vielen Seiten harsche Kritik erfahren, wie zum Beispiel durch Robert Nozicks bekanntes Gedankenexperiment der ‚Erlebnismaschine‘<sup>33</sup>. In diesem wird der Leser angehalten, sich eine Maschine vorzustellen, die eine hedonisch perfekte virtuelle Realität generiert, welche der Benutzer niemals als solche durchschauen kann (Brey 2012: 16; Runkel 2010: 97; zu impliziten Voraussetzungen der angenommenen Inferiorität virtueller Welten Søraker 2012). Dennoch, so vermuten Nozick und seine Anhänger, würden wir ablehnen, uns lebenslang an eine solche Maschine anschließen zu lassen, da diese kein ‚wirkliches Leben‘ bereitstellen könnte (Brey 2012: 17). „[P]hilosophers [...] often make claims to the effect that wasting one’s life on virtual surrogates for the real thing amounts to being bereaved of what real life has to offer; [...] the kind of authentic happiness that a life engaged with reality can offer“ (Søraker 2012: 225). Auf die notwendige Bedingung einer „Authentizität des Glücks“ pocht auch Kipke (2011: 265). Dieses zu den klassischen Argumenten gegen den Hedonismus zählende Experiment soll verdeutlichen, dass unser Glück im Kontakt zur Realität stehen soll. Die Realitätsanforderung wird von den meisten Autoren aufgenommen: „We also want our experiences to bear the right sort of relation to reality. We want to engage with the world, and we care whether things are going well or badly for us“ (Liao/Roache 2011: 250). „Wheter my life fares well or not seems inextricably related to wheter the states of affairs that contribute to my well-being are real or not“ (Søraker 2012: 225). Besonders drastisch drückt sich Kipke aus: „Ein Glückserleben, das die Übereinstimmung mit der personalen und sozialen Realität verliert, wird ein solipsistisches, blödsinniges Glück“ (Kipke 2011: 265). Darüber hinaus wird darauf verwiesen, dass eine bloß passive Rezeptivität hedonischer Gefühle nicht mit tatsächlichem Glück gleichzusetzen sei, weil „Menschen in der Regel Wert darauf legen, nicht nur passive Rezipienten von Glückserfahrungen zu sein, sondern aktiv ihr Leben zu führen, es in gewissem Rahmen selbst zu gestalten und eigene Entscheidungen zu treffen“ (Runkel 2010, so im Ergebnis auch Kipke 2011). In ähnlicher Weise versucht der Film *The Matrix* der Brüder Wachowski auf dieses Phänomen aufmerksam zu machen (Steinfath 2011: 299; Runkel 2010: 108 verweist zusätzlich auf den Film *Die Truman Show*).

Allerdings betonen selbst Autoren, die keine hedonistische Glückstheorie vertreten, die prinzipielle Relevanz positiver Gefühle für menschliches Glück: Subjektives Wohlbefinden sei entgegen der hedonistischen Position zwar „nicht das einzige Ziel, das Menschen anstreben“ (Runkel 2010: 97). Dennoch gesteht zum Beispiel Kipke zu: „Auch wenn in Glücksgefühlen nicht alles Glück des Menschen liegen dürfte, halte ich es für unzweifelhaft, dass es auch im Erleben solcher emotionalen Zustände besteht. Jemanden, der kaum Freude, heitere Stimmung und Lustgefühle erlebt, wird man nicht als glücklichen Menschen bezeichnen wollen“ (Kipke 2011: 265).

33 Nozick, Robert (1974): *Anarchy, State, and Utopia*, New York: Basic Books, 42–45.

## Wunscherfüllungstheorien

Als Reaktion auf die gegen den Hedonismus vorgebrachte Kritik wurden Wunscherfüllungstheorien des Wohlergehens entwickelt (Tupa 2012; Runkel 2010: 99–104; Brey 2012: 17: „*desire-fulfillment theories*“ bzw. „*preference-satisfaction theories*“). Diese stellen nach Tupa „a young family in the realm of philosophy“ dar (Tupa 2012: 138). Die Mitglieder dieser ‚Theorienfamilie‘ zeichnen sich durch charakteristische gemeinsame Grundannahmen aus (ebd.: 132). Hiernach resultiert eine Steigerung des Glücks aus der Erfüllung der Wünsche oder Präferenzen einer Person: „In einer ersten Annäherung behaupten sie, dass ein Leben gut für die Person ist, wenn sie bekommt, was sie wünscht und will“ (Steinfath 2011: 297). Da die individuellen Wünsche und Präferenzen den Ausgangspunkt dieses Ansatzes bilden, werden Wunscherfüllungstheorien dem Pluralismus an Vorstellungen eines guten Lebens gerecht (Steinfath 2011: 297; Runkel 2010: 98). Der Fokus auf die personalen Präferenzen anstatt auf hedonische mentale Zustände erlaubt es auch, das Problem der Erlebnismaschine zu umgehen (Brey 2012: 17). Erstens wird angenommen, dass Personen im Allgemeinen tatsächlich wünschen, ihre Erfahrungen mögen in einem angemessenen Verhältnis zur Realität stehen: „[W]e are constantly exposed to and troubled by claims of unreality: Is this real love? Get a real life! What is my real identity? Is she a real friend? Am I escaping my real obligations?“ (Søraker 2012: 225). Zweitens wird vorausgesetzt, dass das Wohlergehen einer Person von der tatsächlichen Erfüllung ihrer Wünsche abhängt. Dies kann selbst dann gelten, wenn die Person davon keine Kenntnis hat, etwa im Falle posthumer Wunscherfüllung (Søraker 2012: 227). Der Zustand der Welt muss mit dem Gewünschten übereinstimmen. Daher kann die Erlebnismaschine für Wunscherfüllungstheoretiker ganz unabhängig von der epistemischen Situation des Benutzers – also unabhängig davon, ob er weiß, dass er an die Maschine angeschlossen ist, oder dies jemals herausfinden kann – *ex hypothesi* kein ‚echtes Glück‘ gewährleisten.

Die Wunscherfüllungstheorie wurde jedoch in ihrer ‚simplen‘ Version als „basic theory“ (Tupa 2012: 132), welche sich auf die Erfüllung aktueller Wünsche bezieht (Brey 2012: 18: „*present desire theories*“), mit dem Vorwurf konfrontiert, viel zu weit zu sein und daher in die Irre zu leiten. Viele unserer aktuellen Wünsche konfliktieren mit unseren längerfristigen Interessen. Daher erscheint es besser, kurzfristige Bestrebungen nicht ohne weitere Überlegung umzusetzen. Aktuelle Vertreter der Wunscherfüllungstheorie argumentieren daher, dass Wünsche zunächst reflektiert sein müssen, um tatsächlich das Wohlergehen zu befördern (Brey 2012: 18: „*reflective*“ bzw. „*comprehensive desire-fulfillment theories*“; dazu auch Runkel 2010: 103 f.). Diese Anforderung wird jedoch von manchen ebenfalls als ungenügend angesehen. Eine Person mag lange über ihre Präferenzen nachgedacht haben, sie kann sich jedoch trotzdem darüber täuschen, was sie wirklich glücklich macht bzw. worin ihr gutes Leben tatsächlich besteht: „[A]uch wenn das Subjekt [...] sämtliche Wünsche und Überzeugungen einer kritischen Reflexion unterzogen hat, impliziert dies noch nicht, dass sein Leben [...] ein gelingendes Leben ist“ (Runkel 2010: 107).

Die Wünsche und Präferenzen einer Person sollten daher zusätzlich vollständig informiert und aufgeklärt sein (Brey 2012: 18: „*informed desire-fulfillment theories*“; dazu auch Tupa 2012: 133 ff.; Runkel 2010: 98 f.), um als Grundlage für die Realisierung von Wohlergehen zu dienen. „[W]e should restrict the whole class of desires to the ones that are fully informed“ (Nagel 2010: 78). Der Grund für diese weitere Voraussetzung ist folgender: „Diverse Informationsanforderungen sollen verhindern, dass Wünsche fehlgeleitet sind und ihre Erfüllung dem Betroffenen selbst schadet“ (Steinfath 2011: 297).

Eine weitere Version einer Wunscherfüllungstheorie, die über reflective und informed desires hinausgeht, ist die sogenannte „value-based life satisfaction (VBLS) theory of well-being“ (Tiberius 2012: 182)<sup>34</sup>. Diese besagt, dass die Güte eines Lebens daran bemessen wird, wie gut es einer Person laut eigener Einschätzung und gemessen an ihren eigenen (kontingenten) subjektiven Werten geht: „According to this account [...], to achieve well-being (or at least a crucial component of it) is to endorse how your life is going overall on the basis of your values, where those values suit your affective make-up and withstand your own reflective scrutiny“ (Tiberius 2012: 182). Werte werden hier als komplexe Muster normativer und motivationaler Einstellungen hinsichtlich bestimmter Aktivitäten, Beziehungen, Ziele, Ideale oder Prinzipien aufgefasst. Die subjektive Evaluation in Form einer kognitiven wie affektiven Zustimmung hat auch in dieser Theorie einen bedeutenden Stellenwert: „VBLS is a subjective theory of well-being according to which what is good for a person depends on her attitudes; in this theory, nothing is good for a person that wouldn't seem good from the person's own point of view, after correcting her point of view along dimensions that the person herself regards as improvements“ (ebd.: 189). Obwohl die Möglichkeit, dass sich eine Person bezüglich ihrer Lebenszufriedenheit täuscht, explizit zugestanden wird (ebd.: 184 f.), geht es also nicht darum, objektive Werte zu postulieren, die für alle Personen gleichermaßen gelten müssen – sollte es faktisch solche Werte geben, die alle Menschen gleichermaßen schätzen, ist dies wiederum eine kontingente empirische Tatsache.

Ein diesbezüglicher Einwand gegen sämtliche Wunscherfüllungstheorien lautet, dass sie einen reinen Formalismus darstellen, der nicht erklären kann, *warum* spezielle Dinge gut für unser Wohlergehen sein sollten: „It [desire-fulfillment theory] tells us that a necessary and sufficient condition of well-being is that our desires are satisfied. But it does not tell us anything about the source of these desires. Yet, it would seem that it is not the case that things are good for us because we desire them, but rather that we desire things *because* they are good for us“ (Brey 2012: 18). Damit rückt die Wunscherfüllungstheorie näher in Richtung einer objektivistischen Konzeption des Guten, welche äußere, vom Individuum unabhängige Kriterien für die Beurteilung des Wohlergehens für ausschlaggebend hält: „Dieses Wünschenswerte kann dann allerdings [...] nur mittels einer objektiven Theorie des Guten erfasst werden, weil sich das Subjekt durchaus darüber im unklaren sein oder einer Selbsttäuschung unterliegen kann mit Blick auf die Frage, was das für es Gute ausmacht“ (Runkel 2010: 102).

## Theorien objektiver Listen

Theorien objektiver Listen gehen von der Grundidee aus, dass das Wohlergehen aus spezifischen objektiven Konditionen resultiert, die vom Subjekt unabhängig sind und nicht zwangsläufig mit der Erfahrung von Freude oder der Erfüllung von Wünschen einhergehen (Brey 2012: 19). Steinfath beschreibt das zentrale Merkmal der Theorien objektiver Listen folgendermaßen: „Grob besagen sie, dass es den Einstellungen des Subjekts vorgängige Maßstäbe gibt, an denen sich bemisst, ob ein Leben gut für jemanden ist oder nicht“ (Steinfath 2011: 300). Eine Person, deren Leben reich an objektiven Gütern ist, hat also als glücklich zu gelten, unabhängig davon, ob sie sich subjektiv so fühlt, oder diese objektiven Güter bzw. ihr Leben

34 Tiberius, Valerie (2012): Cell Phones, iPods, and Subjective Well-Being, in: Brey, Philip/Briggle, Adam/Spence Edward (Hrsg.): *The Good Life in a Technological Age*, New York: Routledge, 181–190; dazu auch Tiberius, Valerie (2008): *The Reflective Life: Living Wisely with our Limits*, Oxford: Oxford University Press.



als solches wertschätzt. Dies gilt selbst dann, wenn die Realisierung der entsprechenden Güter den Interessen der Person zuwiderläuft: „[O]bjective list theories [...] claim that something can be good for a person even if that person has no relevant motivation to promote or pursue it“ (Tiberius 2012: 185; dazu auch Nagel 2010: 78; Runkel 2010: 106).

In unterschiedlichem Umfang und Ausmaß werden konkrete Listen von konstitutiven Komponenten eines guten Lebens entwickelt. Philip Brey (2012: 19) stellt die Inhalte verschiedener Listen dar, etwa der von Derek Parfit<sup>35</sup> („moral goodness, rational activity, the development of one’s abilities, having children and being a good parent, knowledge, and the awareness of true beauty“), James Griffin<sup>36</sup> („accomplishment, the components of human existence [autonomy, capability, and liberty], understanding, enjoyment, and deep personal relationships“) sowie John Finnis<sup>37</sup> („life, knowledge, play, aesthetic experience, friendship, practical reasonableness, and religion“). Ein Mangel an spezifischen Gütern der jeweils zugrunde gelegten Liste – wie zum Beispiel Gesundheit oder Autonomie – führe zur Reduzierung des Wohlergehens.

Brey spezifiziert mit Verweis auf Philip Kitcher<sup>38</sup> die Theorien objektiver Listen darüber hinaus hinsichtlich der Zusammenstellung der relevanten Komponenten. „Bare objective theories“ sind demnach solche Theorien, die verschiedene objektive Güter nur postulieren und relativ unverbunden nebeneinander stellen (Brey 2012: 19). „Explanatory objective theories“ dagegen weisen ein grundlegendes Merkmal aus, das alle Komponenten der Liste miteinander verbindet. Dieses Merkmal stellt gleichzeitig den Bezugspunkt dar, hinsichtlich dessen die verschiedenen Komponenten zum Wohlergehen beitragen (ebd.). Solche Theorien objektiver Listen basieren beispielsweise auf der anthropologischen Annahme, dass alle Menschen über eine essentielle Wesensnatur verfügen und dieselben Grundbedürfnisse teilen.

Perfektionistische Theorien gehen nach Brey davon aus, dass die menschliche Natur teleologisch die objektiven Güter vorgibt, die es in höchstmöglichem Grade zu verwirklichen gilt: „The best possible life is one in which one’s human nature is fully realized and one acts in such a way as to contribute to such a realization“ (Brey 2012: 19). Eine der berühmtesten derartigen Theorien ist Aristoteles’ Konzept der Eudaimonia (ebd.: 20). Unter den neoaristotelischen Ansätzen wurde dem sogenannten Capabilities Approach, als dessen Vertreter Martha Nussbaum und Amartya Sen zu nennen sind, besondere Aufmerksamkeit zuteil. Sens Ansatz beispielsweise geht von spezifischen Funktionen (functionings), wie gesund oder wohlgenährt zu sein, und den Befähigungen zur Ausübung dieser Funktionen (capabilities) aus.<sup>39</sup> Während Sen keine Liste von Gütern aufstellt, nennt Nussbaum zehn spezifische Güter, welche für Wohlergehen von großer Relevanz sind.<sup>40</sup> Darunter finden sich etwa Fähigkeiten wie lesen zu können, praktische Vernunft, körperliche Unversehrtheit und Integrität, sich um seine Gesundheit und um andere zu kümmern, Freude am Spiel, oder Kontrolle über die Umwelt ausüben zu können (Brey 2012: 20). Nussbaums Theorie verlangt indes nicht, dass alle Fähigkeiten der Liste gleichzeitig und möglichst vollständig realisiert werden müssen, um Wohlergehen zu erreichen (ebd.).

35 Parfit, Derek (1984): *Reasons and Persons*, a. a. O.

36 Griffin, James (1986): *Well-being: It’s Meaning, Measurement, and Moral Importance*, Oxford: Clarendon Press.

37 Finnis, John (1980): *Natural Law and Natural Rights*, Oxford: Clarendon Press.

38 Kitcher, Philip (1999): *Essence and Perfection*, in: *Ethics*, 110, 1, 59–83.

39 Sen, Amartya (1993): *Capability and Well-being*, in: Nussbaum, Martha/Sen, Amartya (Hrsg.): *The Quality of Life*, Oxford: Clarendon Press, 30–53.

40 Nussbaum, Martha (2000): *Women and Human Development. The Capabilities Approach*, Cambridge: Cambridge University Press.

Vertreter von Theorien objektiver Listen sehen sich insbesondere mit dem Vorwurf konfrontiert, dass ihre Ansätze dem Paternalismus Tür und Tor öffnen, indem spezifische Güter als dem Wohlergehen zuträglich befunden werden, selbst wenn die Person selbst sie nicht wünscht oder wertschätzt. Dieser Umstand ließe auch eine Rechtfertigung elitärer und antiliberaler politischer Praktiken befürchten (Brey 2012: 20). Darüber hinaus wird gegen solche Theorien eingewandt, sie würden individuelle Unterschiede in der Ausprägung personaler Präferenzen einebnen: „Den interindividuellen Differenzen darüber, was für Personen jeweils gut ist, werde demnach nicht genügend Rechnung getragen“ (Runkel 2010: 104). Dazu komme die Schwierigkeit, eventuell inkommensurable Komponenten der Liste zu gewichten (Brey 2012: 20). Ein ganz grundlegender epistemischer Einwand „geht der Frage nach, wodurch wir überhaupt wissen, welche Dinge für Personen im objektiven Sinne gut sind“ (Runkel 2010: 105). Thomas Runkel, einer der wenigen Autoren, die sich in der Debatte explizit einer Glückstheorie zuordnen (ebd.: 102), versucht, diesen Einwand zu entkräften. Es komme nicht darauf an, ein besonderes Erkenntnisvermögen für objektive Glücksvoraussetzungen zu postulieren. Auch für eine objektive Theorie „bilden die Wünsche und Volitionen von Subjekten den Ausgangspunkt für die Frage nach dem guten Leben“ (ebd.: 105). Es komme jedoch auf geeignete „intra- und extrapsychische Gegebenheiten“ (ebd.) an, ob objektiv zuträglich Bedingungen eines guten Lebens vorlägen: „Unter idealen internalen und externalen Umständen weiß eine Person indes, was das objektiv Gute für sie ist“ (ebd.: 106). Würde eine Person unter idealen Bedingungen einen bestimmten Wunsch nicht hegen, so stelle der Gegenstand dieses Wunsches eben keinen objektiven Beitrag zu ihrem Glück dar (ebd.). Angesichts der unvermeidlichen Kontrafaktizität des Vorliegens solcher Voraussetzungen ist jedoch fraglich, ob diese Antwort auf die epistemische Frage praktisch überzeugen kann.

Es gibt verschiedentlich Versuche, Merkmale der drei Theorien zu vereinen, um so eine überzeugende „hybrid version“ (Brey 2012: 20) bzw. „hybrid theory“ (Tiberius 2012: 188) zu konstruieren. Generell gilt jedoch nach wie vor Saskia Nagels Einsicht „that accounts on how to describe ‘well-being’ are manifold and varying in what is assumed to be of greatest importance. There is no general understanding of what ‘human flourishing’ is and what essentially contributes to it, even though everyone has intuitions about it“ (Nagel 2010: 80).

#### **IV. Enhancement als Abkürzung zum Glück?**

Laut Dietmar Mieth zielt die biotechnische Verbesserung mittels Enhancement-Maßnahmen auf die Überwindung eines als defizient empfundenen Ist-Zustandes und die Erreichung eines besseren Soll-Zustandes (Mieth 2011: 396). Dieser wiederum „hat etwas mit Glücksvorstellungen zu tun, die vom privaten, >individuelle[n]< Glück bis in die Versorgung mit Glücksmöglichkeiten reichen. Einerseits folgt der Einzelne seinem Glücksstreben (»pursuit of happiness« [...]), andererseits darf er nicht in der Nutzung von Gelegenheiten, die das Verbundsystem von Wissenschaft, Technik und Ökonomie herbeiführt, gehindert oder eingeschränkt werden. Auf der negativen Seite steht die Vermeidung von Glückseinschränkungen, auf der positiven Seite steht eine Vielzahl von Perfektionierungen“ (ebd.). Diese Vielfalt an vermeintlich glückskonstitutiven Verbesserungen sei allerdings mit der „umfassenden Fülle“ eines „*totum bene vivere*“ nicht zu vergleichen (ebd.). Zu vereinzelt und zusammenhanglos seien die Bestandteile des avisierten Wohlergehens durch biomedizinisch induzierte Optimierung.

Selbst wenn man jedoch annimmt, dass Enhancement kein holistisches Lebensglück garantieren kann, besteht doch immer noch die Möglichkeit der Verbesserung einzelner glückskonstitutiver Eigenschaften. Auch Thomas Runkel verweist darauf, dass die jeweilige „Vorstellung

eines guten oder gelingenden Lebens im Hinblick auf die ethische Betrachtung des Enhancement eine wichtige Rolle“ spielt (Runkel 2010: 95). In diesem Zusammenhang besteht die Frage, ob durch biotechnische Maßnahmen wie etwa Mood-Enhancement ein direkter oder indirekter Einfluss auf das Wohlergehen einer Person ausgeübt werden kann: „Wenn wir die Möglichkeiten von Psychopharmaka diskutieren, dann kann das Mittel *direkt* auf eine Steigerung des Glücks zielen oder *indirekt* Glück versprechen, indem es eine andere Größe beeinflusst, die wiederum zu mehr Glück führt“ (Schleim 2011: 284). Ähnlich äußert sich Brülde: „‘Mood Enhancement’ in the broadest sense can be defined as any intervention or method that aims at improving people’s mood in some dimension or other, directly or indirectly“ (Brülde 2012: 254).

Die Möglichkeit einer direkten Beförderung des Wohlergehens wird unter Berufung auf hedonistische Glückstheorien angenommen: „To the extent, then, that positive mood enhancers make us feel better, our hedonic reasons deliver a clear verdict: take the pill. [...] Many supporters of the biomedical enhancement of mood explicitly or implicitly base their case on such appeal to hedonic reasons“ (Kahane 2011: 167; dazu auch Brülde 2012: 254). Runkel verweist ebenfalls auf die Möglichkeit, hedonische Glücksempfindungen durch Enhancement hervorzubringen: „So ist es auch im Rahmen der Enhancement-Thematik vorstellbar, dass auf dem Wege der biomedizinischen Intervention subjektive Zustände vom Individuum angestrebt werden, in denen es hedonistische Erfüllung findet, also mentale Zustände, die einem ausgeprägten Maß an Lustempfinden gleichkommen“ (Runkel 2010: 97). Außerdem muss für die Annahme der Wirksamkeit und eine positive Evaluierung pharmazeutisch-chemischer Einflussnahmen die Möglichkeit angenommen werden, dass sich „das erlebte menschliche Glück in neuronale Aktivierungsmuster des menschlichen Gehirns übersetzen lässt“ (Hein 2011: 374)<sup>41</sup>, selbst wenn darauf hingewiesen wird, dass „>Glück< keine pharmakologische Kategorie ist“ (Schleim 2011: 384). Operationalisierbare Parameter seien höchstens „Lust, positive Verstärkung oder Verlangen“; wie darüber hinaus das „>Belohnungssystem< [...] mit Glück in einem umfassenderen Sinn zusammenhängt“ sei nicht klar (ebd.; dazu Hein 2011: 375 ff.). Tatsache ist jedoch: „If mood-enhancing drugs work, they do so by affecting the human brain“ (Brülde 2012: 254).

Die ‚Direktheit‘ des Eingriffs lässt sich auf verschiedene Weisen interpretieren:

- 1) als *instantane Wirkung*: „Neuro-Enhancement zeichnet sich dadurch aus, dass die erwünschte Wirkung zeitnah zu der jeweiligen Maßnahme (z. B. der Einnahme einer Pille) erfolgt“ (Kipke 2011: 77);
- 2) als Eingriff in das zentrale Nervensystem in *Umgehung kognitiver und anderweitiger Fähigkeiten der Person*: „Die Einnahme eines Antidepressivums zum Beispiel kann zu größerer psychischer Gelöstheit und sozialer Ungehemmtheit führen, allein aufgrund seiner neurophysiologischen Effekte. Zum Schlucken der Tablette muss keine innere Aktivität hinzukommen“ (ebd.).

Beide Interpretationen verweisen auf das Bild der anstrengungslosen und (daher) unzulässigen ‚Abkürzung‘, als die Neuroenhancement nach wie vor häufig angesehen wird (Hildt 2012:

41 Hein, Grit (2011): Glück in den Neurowissenschaften. Was zeigen bildgebende Verfahren?, in: Thomä, Dieter/Henning, Christoph/Mitscherlich-Schönherr, Olivia (Hrsg.): Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart: Metzler, 374–383.

98). Ein solches, auf dem einen oder anderen Wege ‚direkt‘ hervorgebrachtes Glück kann ersichtlich weder im Rahmen einer aufgeklärten Wunscherfüllungstheorie noch einer objektiven Listen-Theorie des Glücks als notwendiges oder hinreichendes Kriterium für menschliches Wohlergehen angenommen werden. Grit Hein weist jedoch darauf hin, dass die Ergebnisse von Studien über das Funktionieren des neuronalen ‚Belohnungssystems‘ (Nucleus accumbens) hinsichtlich des Glücksbegriffs „ambivalent“ sind: „Einerseits legen sie nahe, dass subkortikale Aktivierungen, hervorgerufen durch [...] Drogen, vor allem mit *hedonistischem* Glück assoziiert sind. Andererseits deuten sie darauf hin, dass die durch Dopamin vermittelte Aktivierung dieser Regionen nicht die Belohnung selbst repräsentiert, sondern eher die *Antizipation* eines positiven Ereignisses. Dies ist kaum mit dem hedonistischen Glücksbegriff [...] vereinbar, der den unmittelbaren Moment der Lust in den Vordergrund stellt“ (Hein 2011: 376). Darüber hinaus zeigten Studien, dass nicht nur die positive Erzeugung von Glück, sondern auch eine hemmende Beeinflussung der Amygdala als Korrelat ‚subjektiven Unglücks‘ zur Steigerung des Wohlbefindens beitrage. Ein solches Glück, das beispielsweise durch die Gabe von Oxytocin, welches mehr Vertrauen im sozialen Bereich auslöse (Liao/Roache 2011: 246 f.; Nagel 2010: 296), hervorgerufen werden könne, sei jedoch „[e]in fragwürdiges, weil unrealistisches >Glück<“ (Hein 2011: 377). Diese Betonung der Realitätsanforderung erinnert einmal mehr an die Nozick’sche Kritik am Hedonismus. Insgesamt sei allerdings der Umstand, dass „die meisten der bisher benutzten Paradigmen Glück eher im hedonistischen als im eudaimonistischen Sinne operationalisieren [...] den Messprinzipien der klassischen neurowissenschaftlichen Methoden geschuldet und sollte nicht als Hinweis auf einen reduktionistischen Glücksbegriff verstanden werden“ (Hein 2011: 380).

Nachdem jedoch ohnehin nicht viele Autoren einen reinen Hedonismus vertreten (ein Proponent ist etwa Torbjörn Tännsjö)<sup>42</sup>, argumentieren auch nur wenige für eine ausschließlich hedonisch gerechtfertigte Steigerung des Wohlergehens durch Enhancement: „[B]esides hedonic reasons, we also have [...] affective reasons, reasons to feel. [...] The world around us is laden with value, and reason calls upon us to respond to it, with feeling“ (Kahane 2011: 167). Guy Kahane geht davon aus, dass wir affektive Gründe dafür haben, in bestimmten Situationen angemessene Gefühle zu verspüren, welche wir normalerweise den hedonischen Gründen vorziehen. Diesen Umstand betonen auch Matthew Liao und Rebecca Roache: „[W]e may be expected or required by our social roles and relationships to have certain feelings“ (Liao/Roache 2011: 246). Kahane führt als Beispiel den Fall eines persönlichen Verlustes an, in dem wir den affektiven Gründen, Trauer zu verspüren, mehr Gewicht einräumen als den hedonischen Gründen, Unwohlsein zu vermeiden: „Few of us think that if a nice vacation could prevent grief at the loss of a loved one, it would be right for us to take it“ (Kahane 2011: 169). Im Falle übermäßig langer oder intensiver Trauer würden wir seiner Ansicht nach jedoch den hedonischen Gründen, den Schmerz zu erleichtern, wiederum Vorrang zubilligen. Das angemessene Verhalten und Fühlen hängt also von den gegebenen Umständen ab. Umgekehrt könnte es also in manchen Situationen durchaus erlaubt oder geboten sein, positive Gefühle mittels Enhancement zu induzieren: „People often tend to feel bad when they have no affective reasons to do so. Or even when they do have such reasons, they feel worse, and for longer, than they should – their emotions are disproportionate“ (ebd.). Selbst unter Annahme einer Priorität affektiver Gründe vor rein hedonischen könne es also durchaus berechtigt sein, Enhancement als angemessen anzusehen.

42 Tännsjö, Torbjörn (1998): *Hedonistic Utilitarianism*, Edinburgh: Edinburgh Univ. Press.

Kahane diskutiert einen weiteren Einwand gegen Mood-Enhancement: Durch Einnahme eines Medikaments wären wir zwar in der Lage, *unseren Gründen entsprechend* zu fühlen („we merely *conform* to our reasons“), die Gründe wären allerdings nicht *ausschlaggebend* für unsere Gefühle („they [positive mood enhancers] prevent us from genuinely *responding* to our reasons“): „We feel good *when* we ought to, but not *because* we ought to“ (ebd.: 170). Kipke formuliert ähnliche Bedenken: „Wir wollen uns nicht nur freuen, sondern auch Grund zur Freude haben“ (Kipke 2011: 265). Enhancement berge somit ein weiteres Mal die Gefahr, unserer emotionales Leben bzw. dessen Authentizität zu korrumpieren: „Even if the exterior seems right, there is still a sense of falsity or artificiality“ (Kahane 2011: 170). Kahane weist jedoch den Einwand mit Verweis darauf zurück, dass es immerhin besser sei, durch Enhancement induzierte angemessene Gefühle zu haben, als gänzlich unfähig zu sein, in einer Situation überhaupt emotional adäquat zu reagieren. Unter solchen Umständen kann ein sozial erwarteter emotionaler Ausdruck aus diversen psychologischen und/oder physiologischen Ursachen ausbleiben. Ein beliebtes Beispiel in der Literatur ist die Situation, in der man aufgrund beruflicher Anspannung o. ä. nicht in der Lage ist, sich in die richtige Stimmung für die Hochzeit einer Freundin zu versetzen: „For example, we may want to be happy for a friend who is getting married, but we may be too stressed to enjoy the friend’s wedding celebration. [...] It can be frustrating not to be able to experience joy when one knows one should“ (Liao/Roache 2011: 246). Dann mag eine Anwendung von Enhancement aus affektiven Gründen berechtigt sein: „In such cases, we still are *responding* to our [...] affective reasons, just not *directly*. We are responding to them by taking actions that are likely to cause us to enter the right mental state“ (Kahane 2011: 171).

Darüber hinaus könnte Mood-Enhancement uns auf *indirektem* Wege helfen, insgesamt sensibler und zuverlässiger auf unsere affektiven Gründe zu reagieren: „[I]t is possible that what they do is help us better *appreciate* the good things in life – they might just make it easier for us to recognize and respond to our positive affective reasons“ (Kahane 2011: 172). Positiven affektiven Gründen – also solchen, gute Gefühle als angemessener zu bewerten – weist Kahane wiederum Priorität vor negativen affektiven Gründen zu und rechtfertigt diese Vorordnung durch eine generelle Orientierung unseres Lebens am Guten: „[I]t seems to me that there are *intrinsic* affective reasons in favor of orienting our lives around the good. [...] To the extent that such a normative priority really holds, then positive mood enhancers, on the whole, are something to favor – something that directs our affective orientation in exactly the *right* direction“ (ebd.: 173). Auch Kipke betont diese Tendenz: „[A]uch wenn wir im Allgemeinen vom Wert negativer Erfahrung wissen, wollen wir sie doch stets vermeiden und suchen das Gegenteil. Niemand sucht bewusst Traurigkeit, Enttäuschung und Misserfolg, um daran wertvolle Erfahrungen zu machen“ (Kipke 2011: 264). Ein weiterer Schritt in die ‚richtige Richtung‘ könnte die von Kipke – unter Vorbehalt – angesprochene (zukünftige) Möglichkeit der Beförderung moralrelevanter affektiver Dispositionen durch Mood-Enhancer sein: „Bei ihnen lässt sich mit guten Gründen vermuten, dass ihre anvisierten und realisierten Wirkungen einer besseren Stimmungslage, größerer Ausgeglichenheit, stärkerer Selbstsicherheit etc. moralisch relevant sind“ (Kipke 2011: 255).

Argumente zugunsten einer indirekten Glückssteigerung mittels Enhancement durch die Ermöglichung einer insgesamt positiveren Einstellung zum Leben werden seit dem Anstoß der Debatte durch Peter Kramers einflussreiche Studie „Listening to Prozac“<sup>43</sup> diskutiert (Liao/

43 Kramer, Peter (1993): Listening to Prozac, London: Penguin Books.

Roache 2011). „Die [...] Fallbeispiele des Psychiaters Peter Kramer haben den Eindruck erweckt, Menschen könnten durch Antidepressiva glücklicher werden oder mithilfe dieser Mittel Persönlichkeitseigenschaften so beeinflussen, dass sie ihren Idealvorstellungen näherkommen und auf diese Weise indirekt glücklich werden könnten“ (Schleim 2011: 384). Typischerweise geht es in solchen Fällen um schüchterne und introvertierte Personen mit generell niedriger Lebensfreude und an der Grenze zur klinischen Depression: „Overcoming shyness and social inhibition is in many cases the aim of an intervention“ (Nagel 2010: 302; zur Depression ausführlicher Runkel 2010: 267 ff.). Diese Menschen möchten mehr Selbstwertgefühl gewinnen, um soziale Kontakte aufbauen und pflegen zu können und in der Lage zu sein, persönliche Schwächen (z. B. Ungeduld und Intoleranz; Kipke 2011: 255) in diesem Bereich abzulegen. Hildt weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass „sich die indirekten Auswirkungen von Stimmungsenhancement nicht unbedingt eindeutig von einer Verbesserung der Leistungsfähigkeit abgrenzen lassen“ (Hildt 2012: 91): „Die Substanz wird dabei eingesetzt mit dem Ziel, eine Stimmungsaufheiterung und somit eine Verbesserung der Kontaktfreudigkeit, der Sozialkontakte, der Attraktivität, und letztlich indirekt auch der Leistungsfähigkeit zu erreichen“ (ebd.). Auch Kipke – obwohl generell eher skeptisch gegenüber Neuroenhancement – verweist auf die Möglichkeit der Umsetzung eines bestimmten Selbstentwurfs durch Enhancement-Maßnahmen: „Wenn es zu meinem Selbstentwurf gehört, extrem leistungsfähig zu sein, konzentriert, ausdauernd und kreativ, dienen entsprechend wirksame pharmakologische oder technische Mittel der Realisierung dieses Ideals“ (Kipke 2011: 236). Darüber hinaus sieht auch er den von Hildt angesprochenen Zusammenhang: „[A]uch die Mittel zur Verbesserung kognitiver Kompetenzen dürften für das Thema Glück relevant sein, insofern sie der Erreichung persönlicher Vorstellungen vom Glück dienen sollen“ (ebd.). Eine strikte Trennung von kognitivem, motivationalem und Mood-Enhancement ist also aufgrund der Konvergenz der übergeordneten Ziele – letztlich der Realisierung eines persönlich als gut evaluierten Lebens – und „angesichts zahlreicher Überlappungen nicht möglich“ (Hildt 2012: 91).

Ein solcher Weg zum Glück ist indes nicht an eine hedonistische Konzeption des guten Lebens gebunden. Verfahren des Enhancements würden vielmehr indirekt durch die Modifikation spezifischer Komponenten des Glücks – wie zum Beispiel beruflicher Erfolg (erzielt durch eine Steigerung der Intelligenz oder des Selbstbewusstseins) – das individuelle Glück befördern. Diese Vorstellung einer indirekten Glückssteigerung mittels Enhancement ist sowohl mit einer Wunscherfüllungstheorie als auch einer Theorie der objektiven Liste zu vereinbaren. Nach der Wunscherfüllungstheorie beispielsweise kann das biotechnische Enhancement der Erfüllung spezifischer Wünsche (zum Beispiel nach Attraktivität oder Aufgeschlossenheit) dienlich sein und damit indirekt das Glück der betreffenden Person steigern: „The interplay between desire-satisfaction theories and technology is dynamic. [T]echnology might help to *satisfy* one’s desires, and thereby make one’s life better“ (Tupa 2012: 139). Unter den Voraussetzungen einer objektiven Listentheorie könnte Enhancement dazu beitragen, möglichst viele intrinsische Güter der Liste zu erwerben (etwa bessere Gesundheit oder moralische Dispositionen wie erhöhte Empathiefähigkeit). Die unterschiedlichen Enhancement-Verfahren stellen nach Wunscherfüllungstheorien und Theorien objektiver Listen allerdings keine *Abkürzung* zum Glück im eigentlichen Sinne dar. Sie schaffen vielmehr ein Fundament und bessere Voraussetzungen für die Beförderung des Glücks durch dessen Komponenten. Darüber hinaus konstatiert Schleim: „Selbst wenn also der theoretische Hintergrund zu Glück und Gehirn noch nicht vollständig bekannt ist, könnte es sein, dass verfügbare Medikamente die Menschen wirklich glücklicher machen, auch ohne dass man genau wüsste, wie sie funktionieren“ (Schleim 2011: 384 f.).

Eine allzu optimistische diesbezügliche Erwartung sei jedoch überzogen, hätten doch „jüngere Meta-Analysen [...] den Erfolg neuerer Medikamente hinterfragt. [...] Wenn also schon bei kranken Menschen wie Depressiven, denen die Lebensfreude verlorengegangen ist, die Medikamente häufig nicht helfen, sollte man bei Gesunden erst recht keine Wunder erwarten“ (Schleim 2011: 385; ähnlich Hildt 2012: 91). Nicht nur aufgrund empirischer Unsicherheit wird vor allzu optimistischen Aussichten gewarnt. Vielmehr möchten diejenigen Autoren, die dem Erfolg von Mood-Enhancement skeptisch gegenüber stehen, aus prinzipiellen Gründen „dazu raten, Neuro-Enhancement im wohlverstandenen Eigeninteresse nicht oder nur mit größter Vorsicht zu nutzen“ (Kipke 2011: 286). Dem schließt sich unter anderen auch Stephan Schleim an: „Der Idee, Menschen könnten ihre Lebensqualität pharmakologisch aufwerten, möchte ich daher eine Befürchtung entgegenstellen dass dies nämlich vor allem dann der Fall sein dürfte, wenn die Lebensqualität von Menschen erst herabgesetzt wurde, in dem ihnen das Gefühl vermittelt wurde, den gestellten Anforderungen nicht zu genügen“ (Schleim 2011: 386).

## V. Fazit

Ob und inwiefern Enhancement als ‚Abkürzung‘ oder als Mittel zum (künstlichen) Glück gesehen werden kann, hängt u. a., wie die Auseinandersetzung des vorliegenden Literaturberichts gezeigt hat, von der Glückstheorie ab, welche – zumeist implizit – vorausgesetzt wird. Obwohl die meisten Autoren sich nach eigenen Angaben nicht auf eine spezielle Theorie des Guten festlegen möchten, lassen sich doch aufgrund der spezifischen Voraussetzungen für menschliches Wohlergehen, die sie angeben, gewisse Tendenzen ausmachen. Eine rein hedonistische Theorie wird von nahezu allen Autoren abgelehnt. Dabei stützen sich viele auf die oben genannte Realitätsanforderung: „Was die Stärkung von Glücksgefühlen betrifft, [...] droht [Neuro-Enhancement] dabei das zu verfehlen, woran uns eigentlich gelegen ist. Das wirkliche Glück, das heißt das Glück, mit seinen Glücksgefühlen mit der Wirklichkeit übereinzustimmen“ (Kipke 2011: 266). Oft wird in diesem Zusammenhang der Verweis auf Nozick vorgebracht. Roland Kipke (2011: 266 Anm. 656) bezieht sich stattdessen auf Robert Spaemann<sup>44</sup>, bei dem sich ein ähnliches Gedankenexperiment findet. Es scheint, dass Befürworter eher eine aufgeklärte Wunschtheorie zugrunde legen, wobei Autonomie und Authentizität des Wunsches nach Verbesserung im Sinne einer dynamischen und kreativen ‚Selbsterschaffung‘ eine große Rolle spielen (Heilingner 2010). Diese Kriterien sind jedoch in abweichender Interpretation, nämlich eher in dem Sinne ‚sich selbst treu zu sein‘, ebenfalls im Rahmen einer objektiven Glückstheorie von Relevanz (Runkel 2010). Saskia Nagel erklärt: „Only when being authentic, one is supposed to live a good life“ (Nagel 2010: 298). Die Bedeutung einer autonomen und authentischen Entscheidung betont auch Kipke: „Das heißt, der herausgehobene Glücksstatus kommt der pharmakologisch-technischen Selbstverbesserung nur zu, wenn es sich um ein Können handelt, das auch von der Person gewünscht wird, das also ihrem Selbstentwurf entspricht“ (Kipke 2011: 269). Wiewohl eine ablehnende Haltung gegenüber Enhancement häufig auf der Basis einer objektiven Glückstheorie zu stehen scheint<sup>45</sup>, schließt eine solche die Anerkennung positiver Effekte verbessernder Technologien nicht generell aus, wie die Einschätzung Thomas

44 Spaemann, Robert (2001): Die Zweideutigkeit des Glücks, in: ders.: Grenzen. Zur ethischen Dimension des Handelns, Stuttgart: Klett-Cotta, 95–107.

45 President’s Council on Bioethics (2003): Beyond Therapy, a. a. O.

Runkels zeigt: „Resultiert der Einsatz des Psychopharmakons in einem Individuum, das seine veränderte Identität als seine eigene betrachtet, das sich also positiv mit dieser identifiziert, so kann von einer authentischen Transformation des Selbst gesprochen werden“ (Runkel 2010: 282).

Darüber hinaus ist es eine empirische Frage, inwiefern manche Güter, welche für glückskonstitutiv oder dem Glück dienlich gehalten werden (Intelligenz, Attraktivität, Leistungsfähigkeit etc.) tatsächlich das individuelle Glück nachhaltig befördern.<sup>46</sup> Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, die philosophisch geführte Enhancement-Debatte stärker mit der empirischen Glücksforschung bzw. der Positiven Psychologie zu verknüpfen.<sup>47</sup> Dies geschieht in der aktuellen Literatur zum Thema nur ansatzweise: „Der Versuch, das Mysterium des menschlichen Glücks zu erfassen, bedarf der Integration natur- und geisteswissenschaftlicher Ansätze – ein Potential, das zukünftig stärker ausgeschöpft werden sollte“ (Hein 2011: 381).

46 Stroop, Barbara (2011): Traurige Entlein und glückliche Schwäne? Glück in der Debatte um ästhetisch-chirurgische Eingriffe als Enhancement, in: Lüttenberg, Beate/Ferrari, Arianna/Ach, Johann S. (Hrsg.): Im Dienste der Schönheit? Interdisziplinäre Perspektiven auf die Ästhetische Chirurgie, Berlin etc.: LIT, 143–165.

47 Zur empirischen Glücksforschung allgemein vgl. Bayertz, Kurt (2010): Eine Wissenschaft vom Glück?, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, 64, 3, 410–429 und 4, 560–678.